

SIMPLICISSIMUS

Nord und Süd

(E. Schilling)



„Nun aber up ewig ungedeckt!“

Der Herr von fünfzig Jahren
Das Coupé der Vorortbahn ist voll be-
setzt, und einige Passagiere müssen
stehen.

Auf der einen Bank sitzen nebeneinander
ein Herr von fünfzig Jahren und ein Herr
von zwanzig Jahren.

Der Herr von fünfzig Jahren hat einen
Bauch und seelenvolle Augen. Was den
Herrn von zwanzig Jahren anbetrifft, so
ist er bekleidet mit einer Hornbrille, einem
gelbseidenen Schlips und einem Spazier-
stock, an dem sich ein silberner Griff
befindet.

An der Haltestelle betritt das himmlische
Fräulein den Wagen und muß stehen-
bleiben.

Der Herr von zwanzig Jahren betrachtet
das stehende himmlische Fräulein wohl-
gefällig von oben bis unten, und es fällt
ihm nicht im Schlaf ein, ihr Platz zu
machen. Der Herr von fünfzig Jahren
springt auf und sagt er-
rötend: „Darf ich Ihnen
meinen Platz anbieten?“

Das himmlische Fräulein
lächelt himmlisch und
setzt sich auf den Platz
neben den Herrn von
zwanzig Jahren.

Wie himmlisch sie mich
angelächelt hat, denkt im
Stehen der Herr von fünf-
zig Jahren. Ich werde sie
nachher ansprechen und
in ein Kino führen, denn
es ist ja Frühling. Wie-
viel Geld habe ich eigen-
lich bei mir?

Der Herr von zwanzig
Jahren und das himm-
liche Fräulein sitzen
nebeneinander. Und es
ist sehr eng, und man
stößt sich, und man sagt
„Pardon“, und man lacht.

An der Endstation ver-
lassen der Herr von
zwanzig Jahren und das
himmlische Fräulein hei-
ter plaudernd den Bahn-
hof und gehen zusammen
die Frühlingsstraße ent-
lang, die von blühenden
Rotdornbäumen
eingesäumt ist.

Der Herr von fünfzig Jahren, der vom
Stehen müde geworden ist, blickt ihnen
nach. Dann geht er in die Konditorei und
bestellt sich eine Apfelsintorte.
Nach raufflicher Überlegung kommt er zu
dem Schluß, daß es so besser ist.
Denn erstens ist eine Apfelsintorte
billiger als ein himmlisches Fräulein.
Zweitens ist eine Apfelsintorte weniger
anstrengend.
Drittens weiß man bei einer Apfelsin-
torte wenigstens, woran man ist.

Der Monist und die Morcheln
Der große französische Chemiker Berthe-
lot, welcher ein Monist war, hatte sich
vorgenommen, den Menschen das gewöhn-
liche Essen abzugewöhnen und sie zu einer
künstlichen Ernährungsweise zu erziehen.
Die Wissenschaft, so lehrte er, ist jetzt
so weit, daß sie die chemischen Be-
standteile eines Kalbsschnittzels genau
kennt. Wenn sie aber die Bestandteile
genau kennt, müsse es der Wissenschaft

ein leichtes sein, aus dem nötigen Stick-
stoff, Magnesia, Chloratrium und Hypo-
xanthin, nebst Klebstoffen und Stärke-
mehl, ein künstliches Kalbsschnittzel her-
zustellen, das dann in Form von Pillen
genommen werden könne.

Durch diese Neuerung würde das un-
gehörlich lange Sitzen am Tisch fort-
fallen; denn eine Pille schluckt sich leicht.
Man nimmt sie überall mit sich und kann,
während man die Retirade besucht, eine
Portion Spargelspitzen mit Morcheln ein-
nehmen, ohne viel Aufhebens und viele
Umstände zu machen. Die so gewonnene
Zeit aber könne der Mensch auf Wich-
tigeres verwenden, also auf das Kleben
von Briefmarken, Ausschreiben von
Schecks, Fahren mit der Straßenbahn
und dergleichen.

Berthelot ist schon viele Jahre tot, und
wir sitzen immer noch bei Tisch. Ja, an

am Tage zuvor auf dem feuchten schwar-
zen Boden dieser mütterlichen Erde ge-
pflückt worden sind.

Außerdem ist die chemische Wissenschaft
noch gar nicht so weit, wie Berthelot
gehofft hatte, und es scheint da mit dem
Monismus etwas nicht zu stimmen. Bis
jetzt ist es der Chemie erst gelungen,
künstlichen Salmiak und künstliche Harn-
säure herzustellen; und gerade diese
Stoffe kommen als Nahrung doch fast
gar nicht in Betracht.

Ein Mensch

Heute hat der alte Oberkellner in meinem
Restaurant etwas getrunken. Nur ganz
wenig, und man merkt es kaum.
Vielleicht ist heute sein Geburtstag; wer
kann das alles wissen?

Man merkt seinen Zustand eigentlich nur
daran, daß er ein Mensch geworden ist;
das heißt, er benimmt sich so, wie wir
Menschen uns von Rechts
wegen immer benehmen
sollten.

Da sitzt zum Beispiel
an einem Tisch die feine
Dame, die ihr kleines
fünfjähriges Mädchen bei
sich hat. Der alte Ober-
kellner hockt sich hin und
spricht freundlich zu dem
kleinen Mädchen; ja, er
geht so weit, ihm die
Hand hinzuhalten. Zum
Glück bemerkt die feine
Dame dieses Vorhaben
und ruft ihr Kind ent-
setzt wieder zurück.
Zu mir spricht der Ober-
kellner so kluge Worte,
wie er sie noch nie zu
mir gesprochen hat.

„Wie können Sie denn
jetzt noch Spitzenspargel
essen?“ fragt er mich,
„wo es doch in drei
Wochen frischen Spargel
geben wird!“

Und als er an einem
Tisch vorbeigeht, auf
dem ein Glas mit Mai-
glöckchen steht, da tut
dieser Oberkellner das,
was jeder Mensch tun
müßte, er reicht an den
Maiglöckchen und
freut sich sehr.

Schon ist die Administration des Restau-
rants auf diese Vorkommnisse aufmerk-
sam geworden und schickt sich an,
einzugreifen. Die anderen Kellner tun so,
als sehen sie nichts, aber sie haben den
Auftrag, dem alten Oberkellner heimlich
seine Arbeit abzunehmen; ohne daß er es
merkt, wird er eingekreist und von der
Welt ab-
geschnitten.

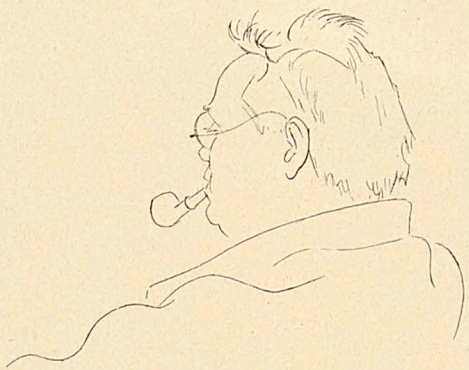
Ja, der Herr Geschäftsführer selber geht,
um einige vergessene Teller abzuräumen;
er tut das, obgleich er einen langen
Geh-
rock trägt.

Am nächsten Tag ist der alte Oberkellner
verschwinden und bleibt auch fürderhin
verschwinden.

Selbstverständlich fällt es mir nicht ein,
mich nach ihm zu erkundigen; ich habe
keine Lust, mich zu kompromittieren.
Soll der dumme Kerl an seinen Maiglöck-
chen riechen, soviel er will.

Köpfe: Der Geiger Adolf Busch

(Olof Gullbransson)



Feiertagen haben wir gemerkt, wie gut
es ist, wenn man einmal recht lange bei
Tisch sitzt, und welchen Frühlingsge-
schmack die jungen Morcheln haben, die

Wallfahrer

Vom Turm her mahnt die Mitternacht.
Da haben zwei sich aufgemacht.

Mann und Weib drücken Reu und Leid.
Die Mutter Gottes wohnt gar weit.

So kühl die Luft, so stumm die Welt,
Voll schwimmt der Mond durchs Himmelszelt.

Und alles ist so seltsam klar,
und alles glänzt so wunderbar.

Bang tun die Herzen Schlag um Schlag,
Sie stehn und flüstern: „Wie am Tag!“

Da rauscht's im Busch, da haucht es saht
die beiden an: „Und ist doch Nacht!“

... Sie jagen über Stein und Stock.
Eins! gelt! im nächsten Dorf die Glock'.
Dr. Oetzel



„Unserer wird sein Theaterabonnemang aufgeben müssen, die bringen nur noch Qualität!“

L a t t e r b a u m

Latterbaum läßt sein Landhaus renovieren. Es ist ihm zu kalt. Außer Holztäfelung kommt in jedes Zimmer ein Porzellanofen. Latterbaum überwacht peinlich genau die auszuführenden Arbeiten. Der Ofen im Salon wird aufgebaut. Latterbaum hat die Nase dicht dabei. Ein Lehmspritzer trifft

seinen linken Backen. Er wischt ihn ab. Ein zweiter Spritzer fährt ihm an die rechte Gesichtshälfte. Er nimmt ihn weg. Eine Kachel fällt ihm auf die Achsel. Latterbaum spricht: „Nun, Meister, ich schenier?“

„I bewahre!“ meint der Ofensetzer. Latterbaum bleibt weiterhin sehr interessiert. Es dauert nicht lange, entgleitet dem Handwerker der Hammer. Er landet auf Latterbaums Fuß. „Gott“, seufzt Latterbaum, „ich kann auch weggehe, wenn ich n e t schenier.“

Deutsche Stimmen

I

(Wilhelm Schulz)



„Das Menschenleben ist eine fortgehende Schule. Der Staatsmann wie der Bauer muß jeden Morgen die Erfahrungen von gestern sammeln, das Verbrauchte umwenden und erneuen; unsere Seele muß, wenn sie nicht verkommen will, jeden Tag ihre Wäsche wechseln. Der moralische Mensch hat so gut seine Respiration wie der physische, und nur durch dieselbe bleiben wir lebendig. Wir bleiben nicht gut, wenn wir nicht immer besser zu werden trachten.“

Gottfried Keller



„So a kloans Kinderl is ja aa was ganz Lieb's, aber von ara Puppen hat ma halt no mehr Anspruch!“

Zauber ei

Die Zeitung meldet: „Auf dem Lübecker Wochenmarkt verlangte ein Mann von einer Bäuerin frische Eier. Zur Probe zerschlug er eins vor den Augen der Frau und nahm ein Zweimarkstück aus dem Ei; ebenso ging es mit einem zweiten und dritten Ei. Die Bäuerin weigerte sich nun, ihren Vorrat zu verkaufen. Als der Käufer weggegangen war, zerschlug sie ihre sämtlichen Eier – fand aber in ihnen keine Zweimarkstücke mehr.“

zehnten Ei ein Zweimarkstück steckte, war der Schaden nicht nur gedeckt, sondern auch noch ein Gewinn erzielt. Nach der ersten Mandel konnte das Zweimarkstück auch noch alles gutmachen. Aber es war kein Halten mehr. Das Eiweiß floß in Strömen. Der Berg der Eierschalen wuchs. So ging's im wütendem Starrsinn bis zum ersten Schuß und weiter.

Ein niederdeutscher Bauernschädel ist eisern hart. Zuletzt saß die Frau weinend auf den Trümmern ihrer Hoffnung. Das ist Spekulation.

Beim sechsten Ei hätte die gute Frau aufhören sollen. Aber da hatte der Wahn sie schon gepackt, die Leidenschaft der Spekulation. Wenn im

Krise der Wirtschaft fern und nah. Krise selbst in Dollarica. Hallo, wo steckt die Prosperität? Die wachsende Not, wie kommt man die? Was nützt dem Farmer die Weizenfarm, was nützen ihm Baumwollballen? Es streikt der Käufer. Der Käufer ist arm. Und die Preise fallen und fallen.

Im Dollarparadies ist Krise, ist Krise. Man baut dort schon den Weizen, um Lokomotiven zu heizen. Man hat nichts mehr zum Leben. Aber Dollars für die Spekulation, die wird es immer noch geben...

Arbeitslose in USA. zwölf Millionen! Hallo! Hallo! Was hat die Arbeit maschinisiert, damit der Mensch den Fortschritt spürt. Drum sind auch soundsoviel Mann einlassend zu heizen. Sie stehen vor den Suppenküchen an und lernen den Fortschritt kennen.

Einst hieß es „Wirtschaftswunder“. Jetzt hat man den Pfunder. Jetzt macht man im Dollarlande das Elend am laufenden Bande. Millionen müssen sich quälen. Aber Dollars für die Spekulation, die werden niemals fehlen...

Wahler Dollar? – Häh! Haha! – Besser als Gold? – Wer lacht denn da? – Hoch Suppenküche und Heilsarmee! – Wer braucht einen hübschen Petroleumsee? – Okonomien sind im Dollarlande nicht so es reichlich vorhanden. Das kränkt die Börsen, das tut nicht wohl, das macht den Markt zusanden.

Im Dollarparadies verdrängt sich die Krise. Es sind in den besten Gebieten die schönsten Fabriken zu milten. Es ist nicht viel zu hoffen. Und es sind sogar in der Spekulation schon massenhafte Dollars erflossen.

Walther C. F. Lierki

USSR.

Nikolay Sergeitsch hat viel zu leiden. „Burscho! hin und Burscho! her!“ heißt es. Besonders Gonosso Pawel Pawlowitsch, sein ehemaliger Hausknecht, setzt ihm hart zu. Eines Tages verläßt Nikolay Sergeitsch die Geduld, er vergibt sich und, alsch! du's nicht geseh, reißt er Pawel Pawlowitsch eine Ohrfeige und noch eine. Kaum hat sich der erste Träne gelegt, malt sich Nikolay Sergeitsch die unabsehbaren Folgen dieser Tat im Geiste aus, verflucht seinen vermaledeiten Hitzkopf, und schon denkt er um nur der Strafe zu entkommen an Flucht und Selbstmord, da sagt Pawel Pawlowitsch, der sich noch immer die Backe hält, mit einem demütigen Bückling: „Väterchen Nikolay Sergeitsch, Väterchen liebes, sag mir Verzeihen, ist es also wirklich schon vorbei mit dem Kommunismus?“

H. N.

BUREAU FÜR ZEITUNGS-AUSSCHNITTE

H. u. R. GERSTMANN

 BERLIN W. 307

 DORNBERGSTR. 7. 87 121056 4807-8

LIEFERUNG VON ALLEN NACHRICHTEN, ABELDUNGEN, INSERATEN ODER IM- UND AUSLANDES

 IM ABNEMMENDE U. WÄGGESEN PREISEN

Rassehund

 nur durch Züchtung und

 durch „Makro“

 Best. Kabinett 20

 Preisliste gratis

D. R. F. B. S. M. BAUCHFORT

 Der neue Gürtel aller ege-

 Pflanz bedeckt. HIERSEIN

 DEMENTI. Au Dauerhaft-

 aufw. 10000000. „JUBEL“

 G. m. b. H. WIESBADEN A. Postf. 28.

Empfehlen Sie bitte bei jeder Gelegenheit den

Simplicissimus

 die deutsche satirische Wochenschrift von Weltbedeutung

 Probehefte erhalten Sie kostenlos vom Verlag.

Dem Simplicissimus sind dauernd erwünscht:

 Einsendungen von Zeichnungen sowie von kleinen gut pointierten und stilistisch einwandfreien Prosaskizzen von 60 bis 80 Schreibmaschinenzellen (Rückporto). Fabel, Grotteske und Satire auf wissenschaftlichem und allgemeinem Gebiet werden besonders geflößt.

 Jugend, arbeite mit!

Münchener Kammerspiele im Schauspielhaus

Die führende moderne Schauspielbühne

 „Besser wird nirgends in Deutschland gespielt!“ Neue Zürcher Zeitung.

Geschäftliche Mitteilung

 Arbeitlosigkeit zwingt viele zu weitgehenden Einsparungen. Auf manche Leistungen ist die Notwendigkeit besteht es zu, wenigstens vorübergehend, verzichten. Bei allen aufgewandten Sparsmaßnahmen sollte man sich selbst aber nicht vernachlässigen, denn keine Arbeitslosigkeit ist es doch so, daß der erste Kleinkrad der beste ist. Mit ausgefüllten Zellen und unangenehmen Mindererwerb kann man die Freude erwarten. Der Wagnisverlauf ist also lauter: „Tu etwas für Dein schönes Aussehen, übergieße Deine Zähne, damit sie eine Empfehlung für Dich sind, benutze eine der bekannten und berühmten Cholorodont-Zahnpasta, die von höchster Qualität ist, und spüle am Tage öfters die Zähne mit Cholorodont-Mundwasser. So schaffst Du Dir ein „gynopastisches Aussehen und hast Erfolg im Leben.“

Chorodont

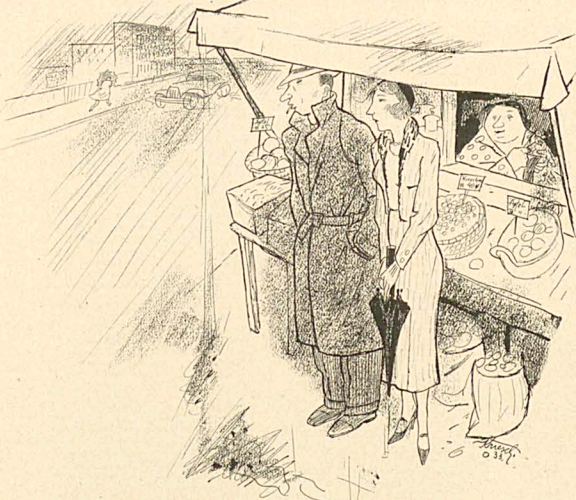
 die Qualitäts-Zahnpaste

 Chlorodont, morgens und vor allem abends angewendet:

verhütet frühzeitigen Zahnzerfall und Zahnsteinansatz

Ist sparsam im Verbrauch und daher preiswert

Der SIMPLICISSIMUS erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen, Zeitungsverleger und Postanstalten, sowie der Verlag entgegen. • Bezugspreise: Die Einzelnummern RM — 60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.—; im Österreich die Nummer 8.—; das Vierteljahr 8.12.—; in der Schweiz die Nummer Fr. — 60; das Vierteljahr Fr. — 2.00. • Einzelnummern RM — 60; Abonnement im Vierteljahr RM 7.—; in Österreich die Nummer 8.—; das Vierteljahr 8.12.—; in der Schweiz die Nummer Fr. — 60; das Vierteljahr Fr. — 2.00. • Redaktion und Verlag: München 19, Elisenstraße 30. • in Österreich für Herausgabe und Redaktion verantwortlich: Dr. Emerich Morawa I. Fa. Hermann Goldschmidt G. m. b. H., Wien I, Wollzeile 11. • Copyright 1933 by Simplicissimus-Verlag G. m. b. H., München • Erfüllungsort München • Druck von Strecker und Schröder, Stuttgart. • Für unverlangt eingesandene Manuskripte wird keine Gewähr übernommen. Rücksendung erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. • Entered as second class matter, Post Office New York, N. Y.



„Sag mal, Max, glaubst du, daß wir noch lange unterstehen müssen?“ — „Ach nee, das „Hoch“ aus Spitzbergen muß schon in zwei Tagen hier sein.“

Das Gitterfenster /

Von Christian Gutenberg

Vor einem Juweliergeschäft hockten zwei kleine Mädchen; das eine, das blonde, mochte sechs Jahre alt sein, das andere ein wenig älter; vielleicht schien es aber nur so, weil es größer war und sein fahles Gesicht besonders Ernst verriet. Die Aufmerksamkeit der beiden Kinder richtete sich keineswegs auf die im Schaufenster ausgebreiteten Kostbarkeiten, die Ringe, Kolliers, Ketten und Silbersachen, sie galt ausschließlich dem vergitterten Lichtschacht des unter der Erde befindlichen Kellerfensters.

Es war um die Mittagszeit, die Hauptstraße der Kleinstadt war so gut wie menschenleer. Wohl über eine halbe Stunde knieten die beiden Kinder auf dem Gitter und schauten unverwandt durch die von Schußlöchern blankpolierten Eisenrippen, bis endlich ein Vorübergehender sich näherte.

Er flanierte; vor jedem Laden blieb er stehen und musterte die Auslagen. Den schütterten Schnurrbart trug er hochgewichtet wie ehedem. „Es ist erreicht“. Ein keckes Jägerhütchen zierte den Kopf, dessen Gesicht ebenso gut rasiert wie faltreich war. Sein Gang war steif, die Schuhe glänzten in heiligem Wachs, der Anzug war braun, gebügelt und fadenscheinig. Er trat an das Schaufenster heran und betrachtete aufmerksam die zur Schau gestellte Ware. Die kleine Blonde ließ einen lauten Aufschluchzer hören. Der Passant sah ihr durch Tränen und Straßenstaub verschmiertes Gesicht.

„Was hast du denn?“ fragte der große Mann die Blonde.

„Ein Ring ist reingefallen“, sagte die andere.
 „Ein Ring? — Wie kommt ihr denn zu einem Ring?“
 „Von meiner Mutti“ —, schluchzte die Blonde.
 „Na, dann wollen wir mal nachsehen“, sagte der Herr und hockte sich neben die Kinder, „wie sah er denn aus?“

„Wie sah er denn aus?“ Die Große beschrieb ihn: „Ein goldener Ring mit einem türkisfarbenen Stein.“

Der Passant musterte den Schacht, auf dessen Grund in Ruhe lag, was Wind und Straßenkehrer im Laufe der Zeit hineingewirbelt hatten, nichts gerade sehr Verlockendes. Von einem Ring war keine Spur.

„Nein, Kinderchen, nichts zu sehen.“
 „Aber er ist bestimmt hineingefallen.“

„Ich werde das Gitter aufheben, geht mal weg.“ Über das Gesicht der Kleinen ging ein Hoffnungs-schimmer. Trotz roten Kopfes und heftigen Genötines rührte sich das Gitterwerk um keinen Millimeter. Die betrogene Kinderhoffnung löste neues Weinen aus.

„Wartet mal ein bißchen“, sagte der Mann, stand auf und ging in den Laden. Eine dünne, unaufhörlich schrillende Glocke rief den Inhaber herbei.
 „Was steht zu Diensten?“ fragte der würdige, schwarzgekleidete Juwelier mit einem schnell ab-schwänzenden, vorsichtigen und durchdringenden Blick.

„Ach, entschuldigen Sie gütlich“, antwortete der Passant und drehte den Hut in der Hand. „Ich möchte gar nichts kaufen, ich habe nur eine Bitte. Draußen vor Ihrem Laden stehen zwei kleine Mädchen, denen ist ein Ring durch Ihren Gitterschacht gefallen, vielleicht haben Sie die Güte und lassen Sie uns einmal durch das Kellerfenster suchen; ich könnte vielleicht mal in den Keller gehen.“

Der Juwelier war von dem Ansinnen, mit einem wildfremden Menschen in den Keller zu steigen, keineswegs erbaut. Er prüfte deshalb auch nicht, ob die Kinder vor dem Schaufenster ständen, sondern sagte kurz: „Bedaure, mein Herr, es ist mir leider unmöglich, ich kann zur Zeit nicht abkommen.“

„Aber es ist doch ein Ring, man muß ihn doch herausheulen; vielleicht darf ich selbst einmal nachsehen?“

„Nein, das geht nicht. Kommen Sie morgen wieder. Inzwischen werde ich selbst nachgesehen haben“, versuchte der Juwelier diesen unerwünschten Besucher loszuwerden. Er wandte sich ab.
 „Morgen wiederkommen, das ist ja allerhand“, der Passant hatte die Sache der kleinen Mädchen zu der eigenen gemacht, „glauben Sie denn, ich habe meine Zeit gestohlen!“ Aus dem freundlichen Bittsteller war ein barsch Forderer geworden: „Ich verlange, daß wir jetzt sofort in den Keller gehen!“

Der Juwelier unterdrückte seine Erregung: „Warten Sie einen Augenblick — ich werde einen Gesellen rufen, der kann in Gottes Namen mit Ihnen in den Keller gehen!“ Er verschwand für einen Augenblick.

Der Herr musterte die unter Glas gelegten

Schmucksachen. „Schöne Sachen haben Sie hier. Was kostet denn diese Uhr?“ fragte der nun wieder ganz versöhnliche Passant.

„Einen Augenblick, der Herr kommt gleich“, übergab der zurückkommende Juwelier gefittentlich die Frage.

Kurze Zeit darauf kam denn auch der Geselle; nein, es waren sogar zwei, sie trugen Uniformen, hatten Gummiküppel in den Händen und waren telephonisch herbeigerufen worden. Blitzschnell richtete der Ladeninhaber eine Pistole auf den Passanten und schrie: „Hände hoch!“
 Der völlig Übrerrumpelte wurde kreidebleich. „Ja, was soll denn das?“ stammelte er verwirrt mit hoherhebobenen Händen.

„Stellen Sie den Mann fest, bringen Sie ihn aus meinem Laden, er hat mich bedroht!“
 Der Passant hatte sich gefaßt: „Meine Herren, das ist ein Irrtum — das ist ja unerhört, diese Behandlung — ich wollte doch nur —“
 „Regen Sie sich nicht auf“, sagte der eine Schutzmann, „kommen Sie mit auf die Wache, da wird sich das alles herausstellen.“

„Was soll ich denn auf der Wache? Das können wir gleich hier erledigen; holen Sie die beiden Kinder herein, sie sind meine Zeugen, daß hier ein Irrtum vorliegt.“

„Ist alles schön und gut, aber erst mal raus aus dem Laden und zur Wache“, war die Antwort.

„Im Gegenteil, ich bestehe darauf, daß man sofort in den Keller geht und den Ring sucht. Herr Wachtmeister, nehmen Sie doch Vernunft an, lassen Sie mich die Kinder hereinholen, die können ja inzwischen weglaufen.“ Er wollte zur Ladentür gehen. Der Beamte riß ihn zurück: „Jetzt aber genug! Sie sind verhaftet, geben Sie Ihren Stock her!“ Da stand er mit seinem aufgewirbelten Schnurrbart, würdevoll, ein gefangener General, der seinen Degen übergab, und schickte sich in das Unvermeidliche.

Vor dem Laden hatte sich eine Menge Menschen angesammelt. Der Passant, von den Beamten in die Mitte genommen, war sehr verlegen, als er auf die Straße trat, aber er mußte die Kinder suchen, und so ließ er seine Augen umherschweifen. Die beiden Mädchen waren nicht zu sehen.

Da er keine Ausweispapiere bei sich trug, gab er seinen Namen an, behauptete Kanzleinspektor in Ruhe zu sein und im Nachbarort bei Verwandten zu Besuch zu wohnen.

Daß seine Aussagen auf Wahrheit beruhten, wurde auf dem Dienstag festgestellt. Die Besichtigung des Kellerloches am nächsten Tage war erfolgreich. Man fand einen kleinen Ring, wie man ihn für zehn Pfennige auf jedem Jahrmarkt kaufen kann.

Der Herr Kanzleinspektor in Ruhe wurde freigelassen. Er war rehabilitiert, seine Unschuld stand fest, die Suche nach den Kindern war nicht vonnöten.

Nicht festgestellt wurde, daß eines kleinen Mädchen mit dem fahlen Gesicht, das einen besondern Verdacht auf die kleinen blonden Freundin nur vor geschwindigkeit hatte, der Ring sei hineingefallen, weil es ihn selbst gern haben wollte. Nicht festgestellt wurde ferner, daß eines Mädchen erst einige Stunden später den Ring durch das Gitterloch warf.

Was, Herr Kanzleinspektor in Ruhe, wäre geschehen, wenn man ihrem Ersuchen zwecks Nachforschung nach dem Ring sofort nachgekommen wäre; wenn man sich über die Dienstausweisung der Verdächtigen auf alle Fälle erst einmal dingfest und identifiziert zu machen, hinweggesetzt hätte? Würden Sie dann noch ein Kanzleinspektor — in Ruhe — sein?

Letztes Mittel

Wieder mal ist er in finanziellen Nöten, der bekannte Wiener Kunstmaler R. B. — Bei niemandem läßt sich mehr ein Schilling herauspressen.

Niedergeschlagen freilich, aber ungebrochen — R. B. ist ebenso tief religiös wie herrlich meschugge — verläßt er das Haus, kniet auf dem menschenwimmelnden Kärntner Ring nieder, und mit gen Himmel gerungenen Händen bellt er: „Du Bär, gut! Goot, gut! mir, ich bitt! Ahnschrift Heigelgasse 32.“

Die Gänse von Nighthid

Mr. Thomson war ein Mann in den besten Jahren und Hauptaktionär eines geschäftsführenden Verwaltungsrats der bestbekanntesten und gewinnreichsten „Ersten Internationalen Kurassell- und andere Volksbelustigungsgeräte-Korporation“.

Was ihm trotzdem das Leben vergällte, das war seine Schlaflosigkeit. Ruhelos, wenn auch mit bleischweren Gliedern, wälzte er nachts sich im Bett herum, und obwohl er, um sich künstlich zu ermunern, die ältesten Gedichte vor sich hinstellte und in mancher Nacht sogar bis neunhundertneundneunzigtausendachtunddreizehn zählte, lag er doch wach bis zum ersten Hahnenschrei, ein Zustand, der unheilbar ist, wenn er Wochen und Monate andauert und langsam chronisch wird.

In seiner Not suchte Mr. Thomson den Dr. Arlen auf.

Dr. Arlen, der Arzt und Freund, klopfte und horchte ihn ab, prüfte seine Reflexe und sah ihm in den Hals hinein. „Lieber Freund, Herz, Lunge, sowie alle weiteren, edlen Organe sind intakt. Was Ihnen fehlt, ist Ruhe. Sie sind mit Ihren Nerven übererregt. Sie müssen sich für vier Wochen entspannen und sich irgendwohin in eine ländliche Einsamkeit zurückziehen, um fern vom zermürbenden Trubel der Großstadt nur der Luft und dem Licht zu leben.“

Mr. Thomson nickte. „All right. Ich fahre nach Nighthid. Mr. Brown, der Direktor unserer Korporation, hat mir den idyllischen Frieden dieses Ortes gerühmt. Er war voriges Jahr dort und hat sich glänzend erholt.“

Am Abend des folgenden Tages war Mr. Thomson in Nighthid. Mit einem Handkoffer, der neben den nötigsten Bekleidungs- und Waschestücken nichts als eine Säge, ein Zahnradwerk, ein Joch und ein paar Orangenblütentee enthielt, schritt er die Dorfstraße hinauf. Vor dem ersten der putzigen Häuschen machte er halt. Er wandte sich an den biederen Alten, der hier auf einer blitzblank gescheuerten Bank saß und vergnüglich sein Pfeifchen schmauchte.

„Guter Mann“, sagte Mr. Thomson, „kann ich bei Ihnen für vier Wochen ein Zimmer haben?“ Der Mann nahm höflich die Pfeife aus dem Mund. „Wenn Ihnen mit einem einfachen, aber reinen Zimmer gedient ist...“

Mr. Thomson besichtigte das Zimmer und erlegte wortlos und im vorhinein die Miete für die vier Wochen. Schmunzelnd schlüpfte er in Lederhose und Lodenwams,

und nach einem schlichten, aber bekömmlichen Abendbrot im „Grünen Krug“, bestehend aus Corned beef mit Schäkartoffeln und einem Töpfchen Buttermilch unternahm er längs des Teiches bis zum Kirchlein hinauf eine kleine Mondscheipromenade. Dann ging er zu Bett.

Er schnurte und wühlte sich eine behagliche Wärme zurecht. Eine wohlige Wärme umfing ihn, eine köstliche Schwere, Gewohnheitsmäßig fing er zu zählen an. Aber bei fünfhundertzwölf angelangt, verwechselte er, der gewiegte Kaufmann, die Einer bereits mit den Zehnern, bei fünfhundertachtunddreißig die Zehner sogar mit den Hunderten, und nach fünfhundertsechundachtzig zählte er überhaupt nicht mehr. Seine Brust hob und senkte sich, und ein gewisses Geräusch, wie von einem Sägewerk, das im Akkord arbeitet, ließ ringsum die Wände erzittern.

Im ersten Schimmer des aufziehenden Morgens schrak er plötzlich auf. Es war drei Minuten nach fünf. Ein vielstimmiges, machtvollcs Schnattern erfüllte die Luft.

Mr. Thomson schlüpfte in seine Pantoffel und stürzte ans Fenster.

Draußen vor dem Fenster der freundlichen Wiese hatte sich eine Schaar Gänse eingefunden, die überschwänglich einander begrüßten, jubelnd und auf den Zehenspitzen die Macht ihrer Schwingen prüften und auch sonst sich äußerst vital gaben.

Mr. Thomson schleuderte seine Pantoffel unter die Gesellschaft, dann das Zahnradstücken, das Lodenwams und schließlich den Handkoffer.

Die Gänse antworteten jedesmal mit einem lauten Protestgeschrei. Als aber Mr. Thomson nichts mehr zu schleudern hatte, kehrten sie ihm den Rücken und fingen an, das junge, taufrische Gras abzu-

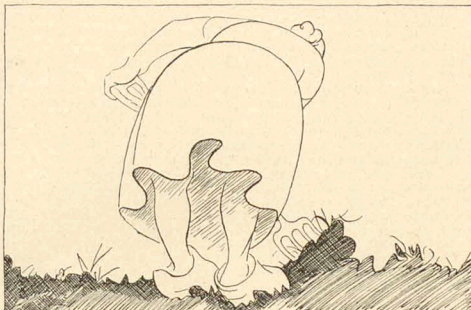
Der Gemeindevorsteher lächelte kühl und sachlich. „Ich kann doch nicht meinen Gänsen den Schnabel zubinden. Außerdem ist die Wiese mein Eigentum. Ich kann doch nicht meine Gänse auf einem fremden Grund weiden lassen. Das werden Sie einem Organ der Obrigkeit und Hüter der öffentlichen Ordnung wohl selber nicht zumuten.“

Mr. Thomson bekam einen Wutanfall. „Und ich werd' Ihnen zeigen, daß ein Mensch trotzdem Anspruch auf Nachtruhe hat und daß es über Ihnen noch eine Behörde gibt, und selbst wenn ich mit meiner Beschwerde persönlich bis ins Weiße Haus vordringen müßte.“

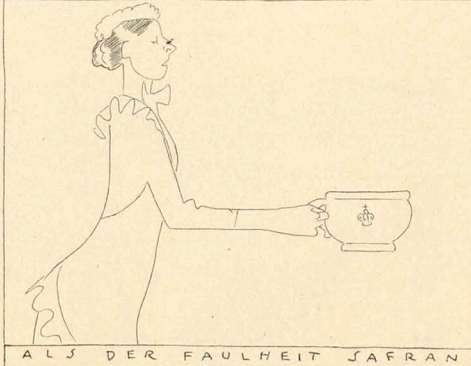
Tobend und fluchend verließ Mr. Thomson den Gemeindevorsteher.

Sprichworte

(Olas Gulbransson)



DER ARBEIT SCHMUTZ IST BESSER



ALS DER FAULHEIT SAFRAN

rufen, wobei sie auch während des Abrupfens unausgesetzt weiter schnatterten, wie das Gänsen eben eigen ist.

Knirschend vor ohnmächtigem Grimm warte Mr. Thomson auf der Bettkante den Morgen ab. Dann ging er hinunter zu seinem Vermieter. „Sie, kann man gegen dieses lästige Gänsegesindel nichts unternehmen, das da im Morgengrauen ausgerechnet unter meinem Fenster zusammenkommt und in der provokantesten Weise lärm und schnattert?“

Der Vermieter kratzte sich. „Dagegen ist schwer was zu machen. Die Gänse gehören dem Gemeindevorsteher, der drüben in dem gelben Häuschen beim Brunnen wohnt.“

Mr. Thomson beschwerte sich beim Gemeindevorsteher.

Fingerreifens aus der Fassung und fiel zu Boden. Eine Gans, die dort weidete, verschluckte den Stein. Mr. Thomson wollte das Tier packen. Die Gans flüchtete aufkreischend und flügel-schlagend zur Schaar ihrer Gefährtinnen. Da bekanntlich alle Gänse so ziemlich einander gleichen, war es ihr nunmehr leicht, sich offensichtlich zu machen und sich auf Nimmerwiedersehen mit ihren Artgenossinnen zu vermischn.

So lautete die Extraausgabe des „Nighthider Gemeinboten“.

Im Hause des Gemeindevorstehers aber läßt man nun schon seit Wochen nichts als Gänsebraten. Der Gemeindevorsteher hat nämlich an einem einzigen Tag seine gesamten Gänse geschlachtet.

R. L. W.

Um achtzehn Uhr hatte Max Ablösung am Trambahnhof. Er gab seinem Kollegen den Fahrplan und den Automenschlüssel, zuckte auf die Frage, wie es seiner Frau gehe, nur müde die Achseln und schritt über den gepflasterten Hof mit den vielen Weichen und der Drehscheibe zum Ausgang. Um neunzehn Uhr sollte er in der Klinik anrufen. Er nickte vor sich hin. Langsam ging er durch die kahle Koloniestraße, seine alte Ledertasche mit dem Ebnapp und der Gabel darin unter dem Arm. In seiner naiven und harten Frömmigkeit fühlte er in diesen Tagen die strafende Hand Gottes förmlich körperlich an sich liegen. Seine Gedanken kreisten unaufhörlich um das fürchterliche Erlebnis vor Jahren, das immer noch ungesüßnt auf ihm lastete. Er sah alle Einzelheiten des Unfalls wieder deutlich vor seinen Augen. Auf der vorderen Plattform stand niemand, als ein stämmiges Dienstmädchen, das in der Stadt auf dem Markt eingekauft zu haben schien. Er spürte sie neben sich stehen, sie roch nach Kernseife und Schweiß. Er war damals noch jung, unverheiratet. Er sagte irgend etwas, sie lachte, er sagte wieder was und hatte sogar eben den Plan, sie auf die Kirmes am Stoppenberger Platz einzuladen — da kam von unten her ein dünner Schrei. Schon hatte er die Nötremse gezogen, daß der Qualm des unter den Rädern zerriebenen Sandes bis in den Wagen drang. Polizei kam, und es fanden sich Zeugen, die zu Protokoll gaben, daß der Führer nicht sonderslich schnell gefahren sei und außerdem beständig Signale gegeben habe. Das Kind sei eben direkt in den Wagen hineingelaufen. Das Dienstmädchen, wohl aus einer gewissen Scheu, die manche Leute vor der Vernehmung und der Zeugenrolle haben, war im Gedränge verschwunden. Max sah sie niemals wieder. So stand er in aller Augen schuldig da. Trotzdem machte irgendein boshafter Kollege einen Spottvers, und später, auf dem Straßenbahnhöfchen, wo Max dann seine Frau kennengelernt hatte, trat sogar ein Betrukkener an den Tisch, läßt den Hut und begann, die Hände in den Taschen und auf den Zehenspitzen balancierend, zu singen:

„Sieht der Maxe eine dufte Frau,
Nimmst er's mit das Fahren nicht genau.
Wenn 'ne Leiche liegt auf dem Geleise,
Sagt er, der wozu falligerweise.“

Langsam stieg Max die schmale, hölzerne Treppe zu seiner Wohnung empor. Er machte die Tür zwischen den beiden Dachkammern auf, die er bewohnte, und wartete beständig mit schwerem Schritt auf und nieder, jeweils bis zu den beiden schmalen Eisenbetten in der Schlafkammer und bis vor den Küchenherd. Die Gaslampe brannte grünlich und unregelmäßig. Es war kalt in den Zimmern. Sonst hatte ihn immer eine friedliche Wärme empfangen, wenn er vom Dienst kam, und der angenehme Dunst von Bratkartoffeln. An dem Nagel in der Tür hing noch eine blaue Schürze von Johanna. Er nahm vom Stuhl neben seinem Bett die Weckuhr, stellte sie auf den Tisch in der Küche und setzte sich davor. Nach einer Weile stand er wieder auf, zog die Schublade des Tisches vor und kramte eine Tüte mit Fischfutter heraus. Auf der schmalen Fensterbank standen zwei Einmachgläser mit gelblich-grünen Wasserpflanzen und Stacheln. Hier war Johannas Lieblingsplatz. Ganze Nachmittage, wenn Max im Dienst war, saß sie vor den Gläsern, tippte mit dem Finger gegen die Wand und freute sich, wenn die Fische davonstoben oder manchmal so zutraulich waren, nach dem Finger zu schnappen. Als Johanna in ihrem hohen Fieber auf der Bahre durch die Tür getragen wurde, hatte sie noch an ihre Fische gedacht. Max sollte ja nicht das Füttern vergessen, hatte sie noch gesagt.

Vorsichtig griffen nun seine dicken, plumpen Finger in die enge Tüte, das mehrlagige Futter, welches ein wenig nach Sägemehl und verdorbenem Hering

roch, herauszunehmen und in den Ring zu streuen. „Mutter ist krank . . . ja, Mutter ist krank . . .“, sagte er dabei, erschrocken aber sogleich vor dem Klang seiner Stimme in den leeren Zimmern und schwieg. Um achtzehn Uhr fünfundfünfzig zog Max wieder seinen Mantel an, stülpte die Dienstmütze auf und ging in die Wirtschaft von Fink an der Ecke, um zu telefonieren. Es war ein Samstagabend, und aus der Gaststube drang das Gelächter und der Lärm der Straßenbahner, die hier ihr Stammlokal hatten. Allerdings waren es fast ausschließlich die jungen, unverheirateten Leute, die hier ihr Bier tranken, über Politik stritten, Billard spielten oder einträchtig im Chore sangen. Max ging durch den schmalen Korridor. Für Bier hatte er nie einen Pfennig ausgegeben. Er war lieber mit Johanna in die Versammlungen einer Sekte gegangen, der sie angehörte. Am Ende des Korridors stand die Tür zu dem Gesellschaftszimmer offen. Es war leer an diesem Abend. Ein Teil der Stühle war umgekippt, und es roch nach Feuchtigkeit und Moder. Von der Wand hing die Tapete stellenweise in Fetzen herunter. Aus dem schimmigen Bretterfußboden stieg Kälte auf. Fröstelnd nahm Max den Hörer ab.

Er erfuhr, daß man Johanna soeben operiert habe. Es sei alles ganz gut verlaufen, sagte der Stationsarzt, aber angesichts der weit fortgeschrittenen Blutvergiftung könne man natürlich noch nichts Bestimmtes sagen. Ein Besuch sei vorerst nicht empfehlenswert, da die Patientin sehr schwach sei. Max legte fünfzehn Pfennige auf den Apparat, denn er scheute sich, in die Wartstube zu gehen. Auf dem Treppenstein blieb er stehen und schüttelte den Kopf. Er konnte nicht begreifen, daß seine Frau, die doch auch, wie er, aus Ostpreußen stammte, giftiges Blut haben sollte. Nun schien ihm die göttliche Rache ganz zweifelsfrei. Ich hab' genommen, und mir wird wieder genommen, dachte er.

Plötzlich begann er in einer bestimmten Richtung kräftig auszusprechen. Er hatte in seiner Not und Verzweiflung den Entschluß gefaßt, zu Frau Mikro-

leit zu gehen, zu der Mutter des überfahrenen Bubens. Als er an einem Kaffeegeisch vorüberging, kahte er um, blieb vor dem hellen Schaufenster stehen, zog sein altes, fettiges Portemonnaie und zählte sein Geld. Dann trat er ein und kaufte ein Viertelpfund gutes Bohnenkaffee. Eilig ging er den schmalen Fußpfad entlang, der durch Schrebergärten und über eine Schutthalde führte. Der Himmel war schwarz, und es blies ein ätzend kalter Wind, der durch die Kleider bis auf die Haut zu dringen schien. Max schlug den Kragen hoch und steckte die Arme bis an die Ellbogen in die Taschen. Frau Mikoleit wohnte in einem großen Hause im dritten Stock. In der Küche saßen sieben Kinder hinter dem Tisch und blickten Max mit offenen Mündern neugierig an. Die Frau war am Herd beschäftigt. Schließlich wischte sie sich die Hände an der Schürze ab und schob ihm einen Stuhl hin. Dann blieb sie vor ihm stehen. „Ich hab' damals Euren Jung überfahren“, sagte er. „Das ist ja nun wohl vorbei!“, sagte die Frau, und dann haht ihr ja nicht dafür gekonnt! Da erzählte Max, demütig wie ein Beichtender, den Hergang. Er hielt die Mütze und die Tüte mit Kaffee dabei in den Händen. Als er fertig war, blickte er vor sich auf den Fußboden. Es war so still im Zimmer, daß man die Uhr im Nebenzimmer ticken hörte. Sogar die Kinder saßen ganz verschrüchtert da, die Händchen brav im Schoß gefaltet. Max zitterte und hielt den Atem an. Mein Gott, mein Gott, dachte er. Schließlich sagte Frau Mikoleit leise, ein wenig heiser, daß es gut sei. Es habe wohl so sein sollen, und er möge sich darüber keine Gedanken mehr machen. Er fühlte einen schweren Druck von sich genommen, sagte „Dankeschön!“, wußte nicht, wie er den Kaffee anbringen sollte, stellte ihn schließlich einfach auf den Tisch und ging. Er war in zusehender Stimmung. Jetzt wollte er noch einmal in der Klinik anrufen. Er war überzeugt, daß es Johanna nun besser gehe. „Die Mikoleit hat mir versprochen, die Mikoleit hat mir versprochen“, sagte er immer wieder vor sich hin, und dann begann er zu laufen. Die Mütze hielt er noch immer in der Hand. Die Kälte legte sich wie ein Panzer um seinen Schädel, aber er achtete nicht darauf. Er malte sich aus, wie er Johanna einen schönen Wollschal kaufen werde, wenn sie wieder daheim sei, denn sie hatte bei der Kälte in ihrem dünnen Mäntelchen immer so gefroren. Er sah einen Schal in großem Rot und saftigem Grün vor sich. Farben, die er besonders liebte, und dann nahm er sich vor, in Zukunft immer selbst die Kohlen aus dem Keller heraufzutragen. Das sollte Johanna nicht mehr tun, so sehr sie auch protestieren würde.

In der Wirtschaft von Fink war jetzt Hochbetrieb. Gesang, Gelächter und dazwischen das harte Aufeinanderprallen von Billardkugeln. Die Tür zum Hinterzimmer war angelehnt, und der Wirt sprach gerade selbst am Apparat. Max wartete im Flur, er dachte nur immer: An ihr werde ich alles gut machen.

Endlich kam er ans Telefon. Nach einigen Worten wurde sein Gesicht starr, er warfen den Hörer in die Gabel und setzte sich auf einen Stuhl. Dann begann er verzweifelt und hilflos zu schluchzen.

Neue Sachlichkeit

Am letzten Sonntag kam ein starkes Gewitter auf, und ein kalter Schlag fuhr in das Nachbarhaus hinter uns, riß einen Schornstein ab und schlug ein großes Loch ins Dach. Als nun noch die Feuerwehr kam, war für mein vierjähriges Töchterchen eine neue Sensation da. Weil sie aber am Morgen nicht ganz gewesen war, sagte ich: „Siehst du, das tut der liebe Gott, wenn er böse ist.“ Der Erfolg dieses meteorologischen Lüge war gleich Null, denn die Kleine sagte, indem sie noch immer nach dem Loch im Dach sah: „Muß der liebe Gott das nun alles bezahlen?“

Anerkennung

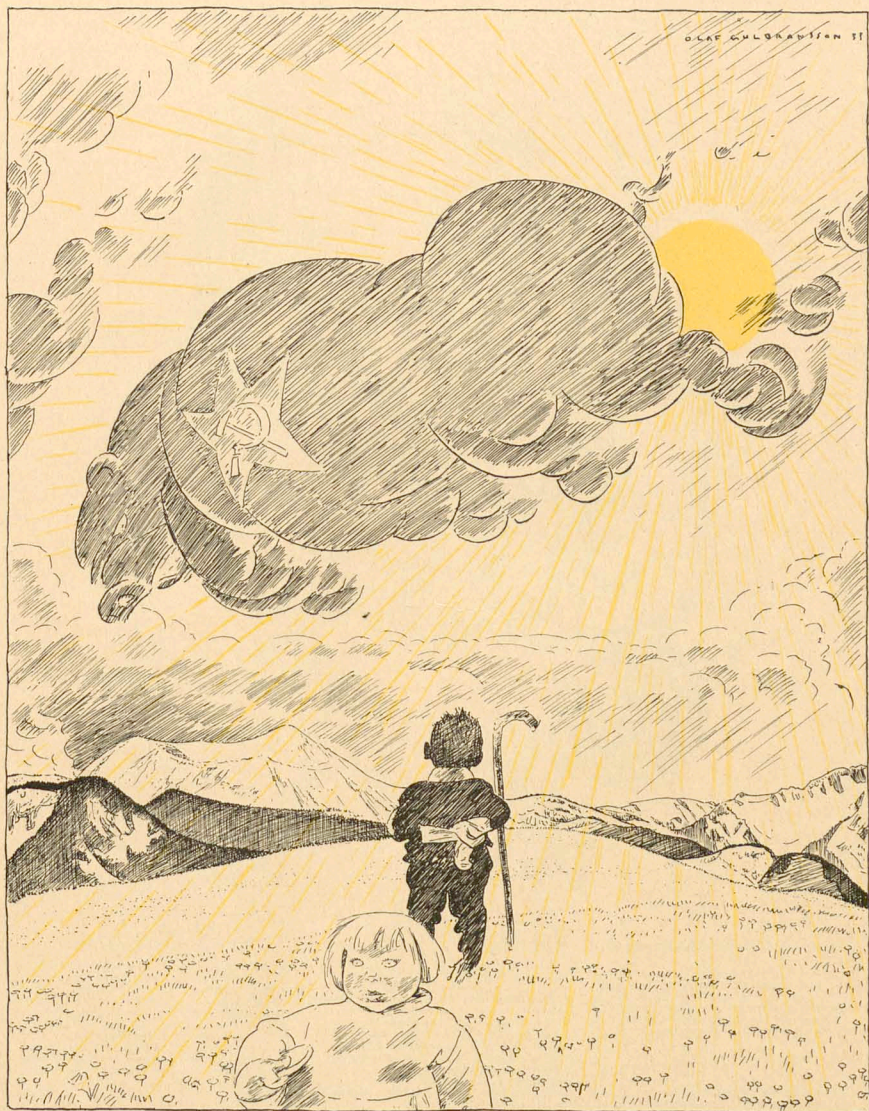
(J. Fenneker)



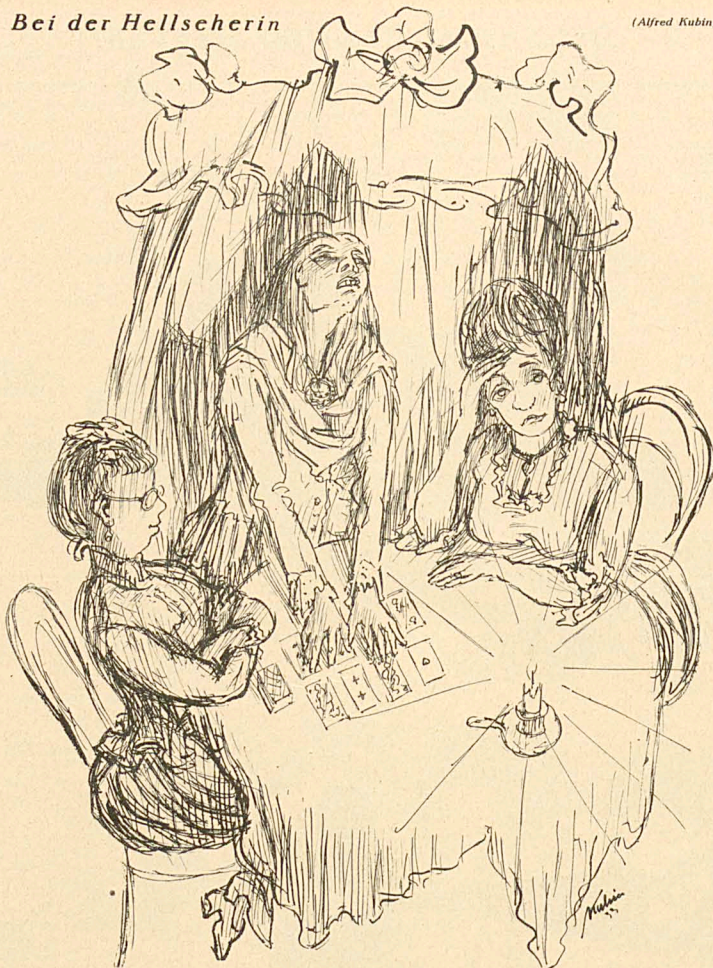
„Weißt du, Fritz, wenn man erst mal sechszwanzig Stunden lang auf der Reise war, dann erkennt man erst, was so 'n Kolumbus geleistet hat!“

Das Sowjet-Gewitter zieht ab!

(Olaf Gulbransson)



Während Frankreich den Viermächteplan verhindert, verhütet Deutschland die Weltrevolution.



Aus dem Geschäftsleben

„Was ist denn mit dem Meier los? Der war doch sonst nicht so! Wie kommt das bloß, daß er die beiden letzten Rechnungen so prompt reguliert hat?“ —
 „Wahrscheinlich will er Stimmung machen für den kommenden Zwangsvergleich!“

„Ja, lieber Herr“, meinte der Arzt nach der Untersuchung, „das beste ist schon, Sie suchen für einige Zeit ein Sanatorium auf!“
 Der Herr wehrte erschrocken ab: „Nee, nee, Sanatorium! Das glaubt mir doch in der heutigen Zeit kein Mensch. Die denken doch alle, ich sei in Untersuchungshaft!“

Lob des Wartezimmers

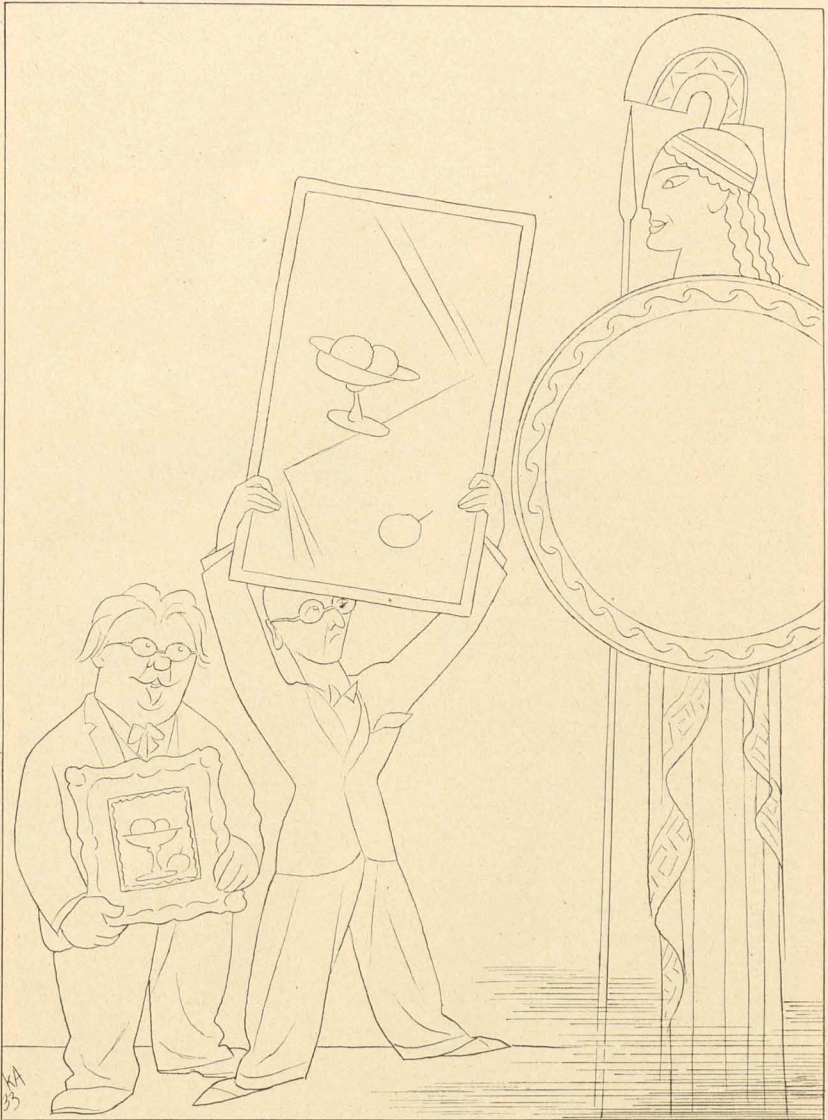
Von Heinrich Rumpff

*Hast du Schmerzen, und sie werden schlimmer,
 schleichst du in des Arztes Wartezimmer:
 An der Wand ein Bild vom Herbst im Walde...
 — oh, wie diese Blätter, fallen bald
 auch von dir die selbstbewußten Schalen.
 (Hoffentlich kann so ein Arzt nicht malen!)
 Während sie von Änämien flüstern
 und Ekzemen, die den Leib umdüstern,
 hörst du drüben trigen Blutdrucks Weisen,
 ultraviolette Strahlen kreisen,
 Elweiß sondert kühl sich in Retorten,
 mal ein Schrei, betupft von milden Worten...
 — plötzlich geht's dir besser denn seit Wochen,
 plötzlich bist du schleunigst aufgebrochen,
 suggestiv hat sich dein Leid erledigt!
 Gott sei Dank — du warst nur leicht beschädigt.*

Kleine Geschichten

Sind da neulich zwei ältere Damen in der Pinakothek und fragten nach der Besichtigung den Aufseher, wo die Toiletten seien. Der Aufseher, ein typischer alter Münchner, schüttelt den Kopf und sagt: „Toiletten hamma koane!“ Die beiden Damen sind sehr bestürzt und verlegen, aber der Aufseher beruhigt sie alsbald und sagt lachend: „O mei, i wollt' Eahna bloß Angst macha, des war ja nur a G'schpaß!“

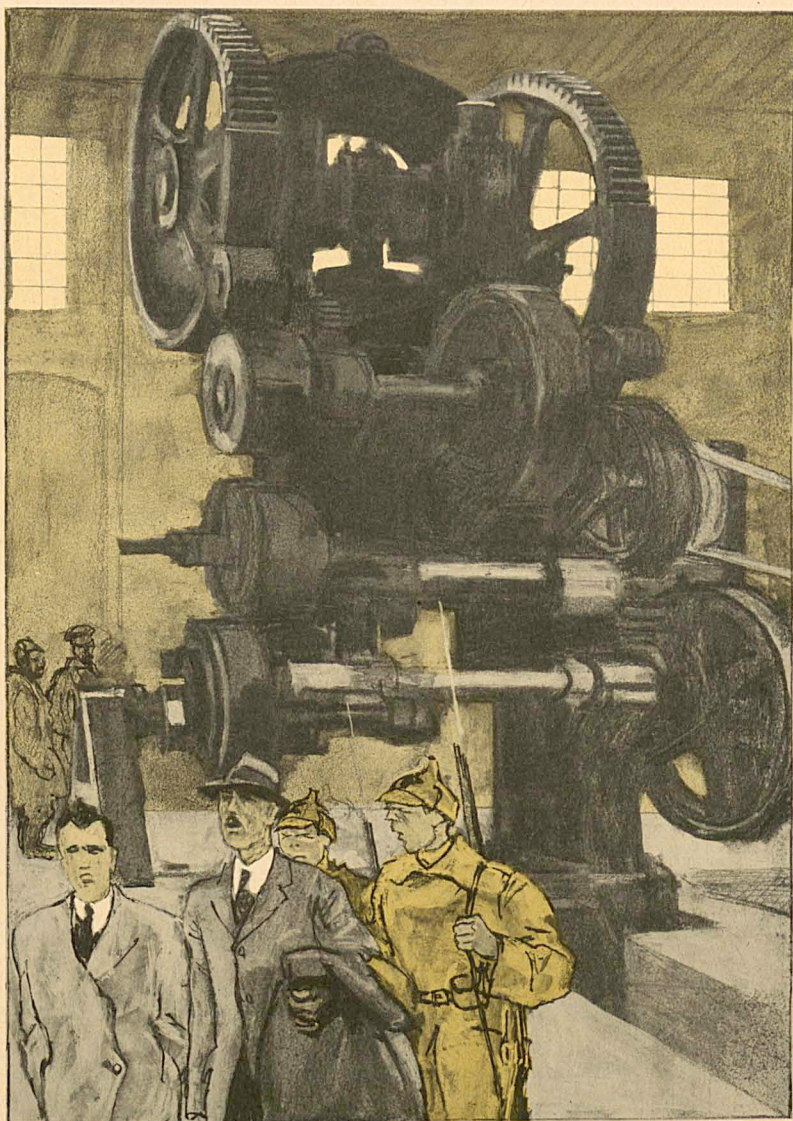
Nach langen Jahren traf Buggemann, der Junggeselle, seine Jugendliebe auf der Straße wieder. — „Otto“, sagte sie und sah ihn lockend an, „ich bin schon seit vier Jahren Witwe!“ — „Ja, ja“, zog sich Otto zurück, „man muß sich eben im Leben an jeden Zustand gewöhnen!“



„Göttliche Pallas Athene, entscheide du, was Kitsch ist!“ — „Kitsch ist immer, was der andere malt!“

Englische Ingenieure in Sowjet-Rußland

(E. Thómy)



„Unsere Volksgenossen können Ihre Maschinen nicht bedienen, darum müssen wir Sie wegen Sabotage verhaften.“